

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 9

Artikel: Paul
Autor: Clemenceau, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von den beiden anderen wohl der Verräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gejedraben haben, obendrein noch aufgebaut, weiter tragen werde.

Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgilden, nur in engem Rahmen entwidmet. Er hängt am Formelstiel, und es fehlt ihm jede Berinnerlichkeit. Das Weib ist dem spanischen Priester eine Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Instrument seiner Gelüste und das Mittel, zu Einfluss und Geld zu kommen. Das Familieneben erscheint ihm eine halbwegs unmoralischen Einrichtung, das Staatsleben ein feierliches Babel, das nur gegen Gott und die Kirche gehäuft ist. Die Politiker werden allenfalls noch als Machthaber eingeschätzt, soweit sie ihren Einfluss zugunsten der Geistlichen verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Reiheloses und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die Zeugen und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts und hat keinen anderen Zweck als Geld zu beschaffen. Die sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Clerus laufen in die Worte zusammenfaßt: "Dem Volk etwas Brot und viel Brot, Glückliche und Unglückliche und unvermeidbare Nebel gibt es und muß es geben." Mit der Zeit sieht sich der intelligente Priester bald entnötigt. Er liest, beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur ihm allein. Er muß sich hüten, sein Interesse aufzudecken, denn im Priesteramt wird er keinen Freund finden, der ihn versteht will.

Der spanische Clerus läßt sich einteilen in Männer des Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im Geiste sind oder noch neu in ihrem Beruf. Ferner in Männer eines Zwölferglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Absatz der Atraktionsrust in ihnen entsteht nach, und doch sind auch sie Abtraktionsrust, die sich nur noch an eine vage Dogtrin halten, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den Altar treten sehen, während sie nach dem Duft der letzten weiblichen Berührung an sich fragen. Noch in der Sakristei verleumden sie den Räisten, oder schmieden Radewälle. Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Messe einen Schwur Waffer nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben. Das ist die Mehrzahl des hohen Clerus, von dem die einen Asketen, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühstücken getrost vor der Messe und fassen ihren Beruf überhaupt lediglich als Erwerbsmittel auf.

Zum geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und unverlaubiger Umgang mit einer Frauensperson keine Seltenheit. Ja, es wird der als feindselig und tugendhaft geprägt, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält und für die etwa aus dem Bunde hergehenden Kinder wenigstens als für angebliebte Neffen und Nichten sorgt. Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Gewöhnliche ist das Verhältnis zur Venus der Straße, die Liebschaft mit dem schönen Weibchen, die Grobheit der Ehefrau, der liebenswürdigen Witwen und Witzen. Die Priestermoral spiegelt sich in dem Sakristeizwerg: "Morgens Priester, mittags Feinschmecker und nachts Chegatte." Kindsmord und Abtreibung sind an der Tagesordnung. Auch fehlt es sonst nicht an widernatürlichen Borkommunionen. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaén ein Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im Einvernehmen mit seiner Mutter, mit der er geschlechtliche Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet hatte. Seitdem die Zeugen und die Freieses an der Herrschaft sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Clerus erstaunlich an Verbreitung zugenommen und tritt fast mit derselben Einfachheit zutage wie bei der Geistlichkeit.

Paul.

Von Georges Clemenceau.*)

Es war ein Bagabund, ein Missstäter, von fünf oder sechs Jahren, der da auf einem Gebärdenschauplatz und des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbekanntem Ort von unbekannten Eltern geboren zu sein. Es gibt Kinder, die in Privatvillen in den Champs Elysées zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden zu leben. Der brave Schuhmann läßt seine Kinder mäandrend, Tag und Nacht gute Nacht über sie.

Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen Häusern, in Läden, auf Pachtgütern. Gegen sie ist nichts zu sagen.

Wie aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern, in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verblügeln, in Bürstwagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst, bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Ruhe der anderen zu tören. Man sieht sie verwahrlost umherstreifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wasser's ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem, woran sie Mangel leiden und zu essen verlangend, sobald sie Hunger haben, was eine vom Gesetz unterfahrt Bettelschaftigkeit ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den Anspruch, sie zu retten. Doch wenn sie leben wollen? . . . Nicht weiter! Wie verwüstet ist doch das Gebe!

Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dunkel begreifend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unter zukünftiger Landstreicher beschlossen, sich auf einen Misthaufen idlos zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durchzögte seine zerfetzten Lumpen, entzog dem elenden, erfarrten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete allgemein diesen kümmerlichen Überrest jämmerlichen Lebens auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit vor. Die Augen hielten geschlossen, das Gesicht verzerrwollten, die Lippen blauartig, die kleinen Hände blutig, schrie sich das Leben kaum erlöschende Wesen wieder vom Leben ab. Eine stumme Tragödie, an die Fußgänger gleichgültig vorüberhasteten.

Endes, die Polizei wachte. Die öffentliche Ordnung fordert, daß die, welche frieren, nach Herzenslust vom Hund erschüttern werden, daß die, welche nichts zu essen haben, sich ohne Lärm in Hungerkrämpfen winden und daß diejenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben, den Gläubigen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zukünften läßt fallen.

Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demonestrischer des Hörsaals und das Leichenhausbauen bieten in Dringlichkeitsfällen ihre göttlichen Räume. Die Straße weist das obdachlose Geschöpf zurück. Es ist verboten, daß seinen Lebensunterhalt zu erbetzen, verbotten, da zu sterben,

Rams. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und zeigt sich viel faulmüthiger gegen diese Verirrung, als wenn es sich einmal um eine nicht zu verheimlichtende, allzu stanfähige Lebesfassade zwischen einem Priester und einem Weib handelt.

Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stellung zu gelangen. Von der Bischofsmütze und dem Kardinalshut bis zu den niedrigsten Ämtern ist alles zu kaufen. Sängt die Verleihung einer Prämie im einzelnen Falle von irgend einem Wettbewerb ab, so ist sie auf dem Wege der Beeinflussung durch Geld mehr vor dem Examen schon in festen Händen. Hat der kirchliche Obere die Stellung zu vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld, Dienste und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlungen von seitens jüngerer Leute Rücksicht, denen er auf gleiche Weise zu Dank verpflichtet worden. Es ist so allgemeiner Brauch. Die Schlafzimmer der intimen Freindinnen der Minister und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die Verhöreträume der Nonnenklöster, und die Runtiatur, — vor allem die Runtiatur, denn der Runtiatur beschäftigt sich eine stattliche Nebeneinnahme, indem er den Kandidaten für die Mitra und die hohen Kirchenposten seine Empfehlung in Rom verkaufte, — alle diese Stellen, sage ich, sind für die Zusammenfügung des geistlichen Personals von großer Bedeutung als die Amtsstuben der bishöflichen Paläste und des Amtsstücksministeriums. Man weiß auch ungefähr den Tarif. Eine Erzbischöfsmütze kostet 100.000 Pejetas, eine Bischofsmütze 50.000 — 60.000 Pejetas, ein Domherrnamt 10.000 — 25.000 Pejetas. Für einen Kardinalshut sind außerdem noch an den Bataillen, 1000 gr. zu zahlen.

Leo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel, Casanás, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kardinalshut. Den spanischen Staatsräthsel beschloß solch ein Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen Herrn mit 5000 Pejetas extra).

Als der neue Kardinal das Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von 60.000 Franken.

In seinem Leben hatte er joviell nicht mehr einzunehmen gegeben. Er wandte sich an seinen Freund, den Bischof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und der sagte ihm:

— Lieber Freund, mit der Gabiger in Rom ist nicht zu sparen die 60.000 Franken müssen ohne Aufschub und Entschuldigung hingelegt werden.

— Aber wenn ich sie doch nicht habe?

— Der Papst nimmt an, daß Sie sie aus dem Tell Ihrer Erbde scheren werden.

— Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Müh und Not 9000 Franken erpart.

— Gut, wie werden ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen wir nicht mehr davon.

Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten Selbstlosigkeit, umgehen? Wöhrend der dreißig Jahre Brieslerlaufbahn, die auf mir lasten, habe ich wohl mehr als zehntausend Geistliche kennen gelernt. Nur von vierzen kann ich sagen, daß sie wirklich feindselig, niestens, rechtschaffen und den Geboten der Kirche gehorsam gelebt haben. Drei von ihnen waren die einfältigsten Menschen, und nur der vierte einigermaßen gebildet. Arme Richtwörter! Der Brief eines Altersers macht für gewöhnlich nach Stil und Orthographie den Eintritt, als sei er von einer Schennermagazin geschrieben. Die Geistes und die Seelen wissen nicht viel mehr. Eher oft noch weniger. Der einzige Unterschied besteht in der größeren Heuchelei, mit der jeder religiöse Orden die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit überlaufen Trompetenstören in die Welt posaunt.

Der nichtsahnende Galgenstrick fand wie uns zum Sohn, einen Ausweg zwischen Leben und Sterben; er schließt. Gabe ich nicht gefaßt, daß die Polizei wachte?

Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer vorübergekommen, ohne den Verbrechen auf frischer Tat des Schläfers zu ertappen. Wiederum erschallt der gleichmäßige Trittschritt, die beiden Schulteile kommen näher heran, ihre Augen späher scharr umher; da stürmt plötzlich aus dem dunklen Winde ein abscheulicher, form- und farbloser Rudel hervor, bellt, holt wie in höchster Not und zerrt die beiden Polizisten bis zu dem dünnen Lumpen, unter dem das kleine, lebende Wesen dem Bordanzen des Todes seinen leichten Widerstand leistet.

Der Rudel ist der Freund des Bagabunden. In das Kind geschnitten, hatte der Hund ihm von seiner Wärme abgegeben, ihm das düstere, erfrorene Gesicht geleckt und schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gepfört, die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war der Anlaß seines Windeins und seiner Freunde, als er Hilfe nahm. Schön hatten sich die beiden Männer des Kleinen bemächtigt, schütteten ihn, rieben ihn, erweckten ihn mit gutgemeinten Stößen und am Ende stellten sie ihn, zwar noch schwankend, wieder auf seine Beine.

„Was macht Du da, kleiner Unglückszweig?“

„Aber wo antworte doch. Wie heißt Du?“

Durch die laute, brummige Stimme und den begleitenden Stoß erschreckt, bricht der kleine Herumtreiber in Tränen aus. Der Rudel sprintet an ihm empor, reißt ihm das Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getrostet.

Das Verhör wird wieder aufgenommen.

„Wer ist Dein Vater?“

„Weiß nicht.“

„Wer ist Deine Mutter?“

„Hört.“

„Bohin ist sie gegangen?“

„Weiß nicht.“

„Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Paul . . . und weiter . . . ?“

„Paul.“

Unmöglich etwas anderes herauszubekommen.

„Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“ Paul will gern. Er fährt die ihm entgegengestrette Hand und ruft ernsthaft seiner Freund, den Rudel: „Paul.“

„Panu“, meint der Mann, „wer von euch beiden heißt Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Und Dein Hund?“

„Paul.“

Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Geistwesen. Eine Freundschaft inniger zu vermählen, wäre nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; getrennt sind sie nur die Hälften eines Namens. Die berühmtesten Freundschaften des Altertums bieten uns kein Bei-

Die goldene Regel.

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine erschöpfende Uebersetzung des obersten Moralprincipes zu bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen. Nur ganz kurz sei die christliche und die vulgäre Ausspruchung des ethischen Kardinalprincipes berührt. Die christliche Religion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ Die christliche Gottheit befiehlt dem Menschen die Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch sich selbst liebt. Gezeigt erstreben sich nun im Allgemeinen auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle. Man kann auch in der Tat keine Gefühle vorordnen. Aber auch schon das Gebieten selbst ist bedeutlich. Ist es der menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden andern liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze Menschenleben sich dementsprechend gestalten, die Sittlichkeit wird von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem angeborenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Eines göttlichen Geistes bedürfte es aber in diesem Falle nicht. Daselbst wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Vereinigung, wie die Kriege bestätigen und das ganze soziale Leben zeigt. Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Weise des Menschen entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst lieben kann, ob das oberste christliche Sittengebot nicht eine Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begierden oder individueller Zuneigung. Von Selbstlosigkeit steht in der Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Vernunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist die Gradebestimmung: die Nächstenliebe soll so groß sein wie die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Nächsten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine Macht der Welt wird einen habgierigen, geldgierigen Menschen in's Geenteil entführen. Die „Eigenliebe“ ist aber so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die Selbstliebe kann sich in einer Reizung zum Lustern äußern und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Soll er nun jedem Nächsten in so bedeutsamer Weise lieben wie sich selbst? Das wohl kaum. Der christliche Satz von der Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschränkung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch der Unstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, welcher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verletzung desselben bestraft, hat keine Wirkung gewährt. Denn der göttliche Sohn wie die göttliche Tochter gehen zu ihrer Vollendung ein Zenit voraus und es ist nicht Federmanns Sache, sich mit diesem Zenit abzugeben. Das Zenit und seine ethische Bedeutung für die Menschheit hätte vor der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaubhaft genug werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht einmal in das Bereich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre Ausspruchung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, daß sittliche Bewußtheit zu haben, den Menschen zu veredeln. Sie jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“ lautet die geflügelte Formel. Nun gibt es sehr bedürftige Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen haben, während sehr anpruchsvolle Naturen einen Maß von Verpflichtungen bejahen, welchen sie kaum jemals würden entsprechen können. Auch wird das, was man von andern erwünscht, nicht ausnahmslos gut und süßlich sein. Die

piel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bettler und ein Hund mühten, den Dioßuren gleich, eine den Göttern, selbst unbekannte Volkskommunität erreichten.

Lebregens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul herumspingt, ein sonderbares Geschöpf. Stark, räudig, rot-schwarz und stinkend, heftet er große, braune, von grenzenloser Zärtlichkeit überfließende Augen auf seine menschliche Hölfe, und dieser andere kleine Schmutzfünf liegt in ein schönes Lädeln alle Liebe, die ihn für seinen Freund erfüllt. Verhüllter zwei Seelen sich jemals untrüger?

Wit den Hunden verhält es sich wie mit den Kindern; sie haben ihr Schätzchen. Die einen kommen in japanischen, idengeschöpften Röcken zur Welt, um mit Bändern geknüpft, zierlich herausgeputzt und mit Biskuits gefüttert zu werden. Andere, Zagos-, Hos- oder Haushunde nehmen ihren Anteil an unseren Besitztümern, unseren Mühen und unseres Zufallsbegügnungen. Außerdem gibt es welche die, einer Zufallsbegügnung ihr Dalein verdankend, auf der Straße zur Welt kommen und ziellos herumstreifen, bis sie in das Schlinge des Hundefängers geraten.

Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was vagabundiert, muß gefängig eingezogen werden. Man muß Eigentümer oder Mieter sein, so will es das Geie. Aus Ermattung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der flügert ist, hat sein Vergnügen daran, die Falstricke zu mitteilen. Nur weil unser Rudel Hilfe für seinen Freund braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.

Wie diese zwei Wesen sich begegnen, sich kennen und lieben gelernt, wird man nie erfahren. Leidenschaften ziehen sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los; das Geie der beiden war ohne Zweifel das gleiche.

Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Stempel der selben bis zu dem Tage, an dem sie ihrer beider Elend zu dem Glück einer Freundschaft vereinigten.

Rut eines steht unverrückbar fest, sie lieben sich und wollen sich nicht trennen. In dem Begegnen, den kleinen Mann gretet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudigem Gebell umher. Da er die beiden Blauen zärtlich gegen seinen Bruder sieht, läßt der Rudel sie und fährt ein schönes Zutrauen zu der bis her verabscheut Uniform. Hüttet auch vor vorsiligen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Menschen und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachten, indem ihr zwei auch zu nur einem verbanden.

Rut zur Wache. Der Raum erscheint behaglich, infolge eines Dienstes, der eine wohltuende Wärme austräumt. Kind und Hund lassen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwachtmeister den Bericht seiner Leute entgegengenommen hat, muß er den zweieinigen Herumtreiber ausfragen, da die Mysterien artifizieller Laute den Wachführer unbekannt sind. Die gleichen Kräfte wie zuvor, die gleichen Antworten. Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind ein Paul, das ist alles. Der Wachtmeister kratzt sich hinter dem Ohr, dießer Fall ist von der Polizeiordnung nicht vorgeheben. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten und den Hund forzужagen. Hinzu mit dem ekelhaften

* Übersetzt von Olga Sigall.